

Reinhard Körner OCD

P. Dr. Reinhard Körner OCD, geb. 1951 im Landkreis Cottbus, trat 1982 als Priester in den Teresianischen Karmel ein und schloss 1990 seine Promotion im Fachbereich Theologie der Spiritualität ab. Seitdem ist er Rektor des ordenseigenen Exerzitienhauses in Birkenwerder. Darüber hinaus ist er Autor zahlreicher Veröffentlichungen zu Fragen der Geistlichen Theologie, der Mystik und des geistlichen Lebens sowie zur Spiritualität des Karmel.



Reinhard Körner OCD

„Kirchisch“ übersetzen zum Beispiel in Ostdeutschland

In einem Interview von 2012 mit der Tageszeitung DIE WELT brachte es Joachim Wanke, damals noch amtierender Bischof von Erfurt, auf den Punkt: „Religiöse Vokabeln sind für viele Thüringer und Sachsen wie Chinesisch. Sie sind ihnen unverständlich und werden nicht mehr als Hilfe zur Lebensdeutung und Lebensbewältigung erfahren.“¹ Wanke, in Thüringen aufgewachsen und dort Bischof seit 1981, weiß, wovon er spricht; er kennt die Situation im Osten Deutschlands aus lebenslanger persönlicher Erfahrung.

Ähnlich erleben wir Teresianischen Karmeliten im brandenburgischen Birkenwerder (S-Bahn-Bereich Berlin) die Situation. Zu dritt im Konvent –

ein Bruder und zwei Patres, alle drei ebenfalls in der DDR aufgewachsen – betreuen wir hier ein ordenseigenes Exerzitienhaus und die kleine Pfarrgemeinde am Ort. Als wir 1986 die bis dahin den Schwestern des Carmel DCJ gehörende Niederlassung übernahmen, lag der Anteil der Christen in der Bevölkerung bei etwa 20 Prozent (davon ein Drittel katholisch). Nach dem Mauerfall stieg die Bevölkerungszahl im „Speckgürtel Berlins“ zwar stetig an, die Anzahl der Christen aber nahm nur numerisch zu, nicht prozentual. Der Anteil der Konfessions- und Religionslosen – sie selbst bezeichnen sich einfach als „normal“ – liegt inzwischen bei 85 Prozent. Immerhin hat sich die

Zahl der Gemeindemitglieder in unserer Pfarrei, es sind gegenwärtig knapp 800, seit 1990 mehr als verdreifacht; zur guten Hälfte besteht die Pfarrgemeinde heute aus zugezogenen Katholiken aus den alten Bundesländern. Auch von den jährlich 2.000 bis 2.200 Gästen im Exerzitienhaus kommen etwa zwei Drittel aus Westdeutschland und dem Westteil Berlins, manche aus Österreich und der Schweiz. In beiden Bereichen, in der Pfarrgemeinde wie im Exerzitienhaus, erleben wir katholische Christen aus dem gesamten deutschen Sprachraum. Doch woher immer sie kommen, ob aus Ost oder West: auch sie, die Christen, haben mit der kirchlichen Verkündigungs- und Gottesdienstsprache ein Problem: „Religiöse Vokabeln sind für viele wie Chinesisch ...“ Was für die *Religionslosen* in Thüringen oder Sachsen und insgesamt in Ostdeutschland galt und gilt, gilt – unserer Beobachtung nach – längst auch für viele *Christen*, gleich ob sie aus Ostdeutschland, München, Hamburg oder dem Rheinland stammen.

Leitgedanken – nur für Ostdeutschland?

Was kann man in dieser Situation tun, um die Fremdsprache „Kirchisch“ so zu „übersetzen“, dass möglichst viele Menschen, religionslose wie christliche, sie verstehen können?

Wenn ich diese Frage aus der Sicht eines ostdeutschen Ordenskonventes beantworten soll, dann muss ich als Erstes sagen: Wir Karmeliten in Birkenwerder haben auch kein Rezept. Allerdings sind wir ständig zu solcher „Übersetzungsarbeit“ herausgefordert, in der Pfarrgemeinde wie im Exerzitienhaus,

im Gespräch mit ostdeutschen und westdeutschen Christen wie im Umgang mit den „normalen“ Menschen im Ort und auch im Mitarbeiter-Team des Gästehauses (von unseren 9 Mitarbeitern, Männern und Frauen, sind 4 religionslos, 3 evangelisch und 2 katholisch).

Wir können also ein paar Erfahrungen weitergeben, *unsere* Erfahrungen, mehr nicht. Und ein paar Gedanken, die zu *Leitgedanken* für unser Leben und Wirken hier im Osten Deutschlands geworden sind. Sie sind für die Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift, für Ordenschristen wie wir, vielleicht am ehesten von Interesse – und bedenkenswert vielleicht auch für Ordenskonvente in anderen Teilen Deutschlands. Ich möchte sie in drei thesenartige Sätze zusammenfassen und danach etwas erläutern.

1. Wir sind Menschen zuerst, vor jeder Religions- und Konfessionszugehörigkeit und vor jeder weltanschaulichen Orientierung.
2. Christen haben nicht eine exklusive Heilsberufung, sondern eine Aufgabe für Gottes Menschen.
3. Nicht nur Wörter sind zu übersetzen, sondern das WORT hinter den Wörtern.

Hinter diesen drei Leitgedanken steht eine Glaubensüberzeugung: Gott ist der Schöpfer aller Menschen, und mit ihnen *allen* geht er den Weg zur Vollendung der Schöpfung. Wenn dieser biblisch-theologische Grundsatz, den nicht zuerst und nicht zuletzt das Zweite Vatikanische Konzil in Erinnerung brachte, nicht fundamental unsere Einstellung zu den Mitmenschen prägen würde, hätten wir uns hier im Umland Berlins zusammen mit ein paar „treuen Schäfchen“ schon längst ins Ghetto manövriert.

Wir sind miteinander Menschen zuerst

Sprache ist mehr als eine Sache der Vokabeln, Sprache ist zuallererst eine Einstellung zu den Gesprächspartnern. Soll sie *communicatio* sein, setzt sie *communio* voraus, getragen von einem *essentiellen Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsbewusstsein*. Und das lässt sich nicht vorspielen, jedenfalls „normalen“ Menschen im Osten Deutschlands nicht, auch nicht durch höfliche Freundlichkeiten und „nächstenliebende“ Hilfsbereitschaft. Man hat es, oder man hat es nicht. Man hat es nicht, solange man religionslose Menschen als defizitäre, bekehrungsbedürftige Mangel-Wesen betrachtet und zweifelnde oder „abständige“ Christen moralisierend geringschätzt. Unseres Erachtens liegt in Haltungen wie diesen – oft sind sie unreflektiert und den Betroffenen gar nicht bewusst – ein nicht unwesentlicher Grund, dass so mancher „Missionar“ aus dem Westen, der nach der politischen Wende den „gottlosen Osten“ auf Vordermann bringen wollte, mit seiner „Mission“ gescheitert ist. Thérèse von Lisieux – nicht nur eine große Heilige unseres Ordens, sondern „Lehrerin der Kirche“ – sah sich zu ihrer Zeit, schon im ausgehenden 19. Jahrhundert, als *Schwester* der „Ungläubigen“. Selbst mit Glaubenszweifeln und Dunkelheitserfahrungen vertraut, versteht sie Atheisten und am Glauben Zweifelnde als ihre Geschwister, mit denen sie am gemeinsamen Tisch sitzen und dasselbe Brot essen, und sie bittet Jesus, er möge sie von diesem Tisch nicht vertreiben.² Auf diesen viel zu wenig bekannten Aspekt im Lebenszeugnis der „kleinen“ Thérèse sind wir

noch einmal neu durch ein Buch von Tomáš Halík aufmerksam geworden.³ In „Geduld mit Gott“ (Herder 2010) fragt der tschechische Priester und Religionsphilosoph: „Ist es nicht an der Zeit, dass uns Thérèses geistlicher Weg, insbesondere ihre ‚Solidarität mit den Ungläubigen‘, das innere Ringen um sie und für sie, keinesfalls gegen sie, zur Inspiration würde als Schlüssel zu einer neuen Reflexion der gegenwärtigen Gesellschaft, deren geistigen Klimas und des Auftrags der Kirche in dieser Zeit? Bietet sich hier nicht der bislang unbeschränkte Weg, dem Appell des letzten Konzils zum ‚Dialog mit dem Atheismus unserer Zeit‘ viel radikaler, als es bisher versucht wurde, nachzugehen? Nämlich die ‚Ungläubigen‘ ganz zu entdämonisieren und zumindest eine bestimmte Art des Unglaubens (...) neu zu interpretieren? Den Atheismus nicht als *Lüge*, sondern als *nicht zu Ende gesprochene Wahrheit* zu begreifen? Den lebendigen Glauben nicht als Ansammlung verstaubter Lehrsätze darzustellen, sondern als einen Weg des Reifens, der auch die Täler des ‚Schweigens Gottes‘ kennt, sie jedoch anders als die Bekenner der (religiösen wie auch atheistischen) ‚Gewissheiten‘ weder meidet noch in ihnen jede weitere Suche aufgibt, sondern geduldig weiter schreitet?“⁴ Wie gesagt: Sprache, soll sie wirklich Kommunikation sein, setzt eine essentielle *communio* voraus, und die bedeutet auch den Mut, Religionslose, Atheisten, Glaubenszweifler und an der Kirche Leidende *von innen her* verstehen zu wollen – was nur in dem Maße möglich ist, wie man, so Tomáš Halík, aus Liebe zu Gott auch den Unglauben im eigenen Herzen „umarmt“.⁵

Wir alle, die Religiösen und die Religionslosen, die tief gläubigen Christen und die von Glaubenszweifeln umgetriebenen, die kirchlich engagierten Katholiken und die weniger engagierten, wir alle sind miteinander Menschen zuerst – Gottes Menschen –, *vor jeder Religions- und Konfessionszugehörigkeit und vor jeder weltanschaulichen Orientierung.*

Diese Einstellung, in die meine beiden Mitbrüder und ich zwar von Kindheit an hineingewachsen sind, die aber auch wir immer wieder neu in uns aktivieren müssen, macht es religionslosen Menschen – Ehepartnern von katholischen Gemeindemitgliedern zum Beispiel – möglich, in unserer Pfarrgemeinde mitzuleben, und von „der Kirche“ in ihren (meist westlichen) Herkunftsgemeinden enttäuschten und verletzten Christen, an unseren Gemeindegottesdiensten teilzunehmen. (Der Anteil der „aktiven“ Gemeindemitglieder und Gottesdienstbesucher liegt bei uns bei 35 bis 40 Prozent.) Weil sie diese Einstellung spüren, kommen auch Christen, die zu Hause kaum noch eine kirchliche Bindung haben, in unser Exerzitenhaus und sagen, sie hätten hier endlich wieder Kirche und geistliche Heimat gefunden. (Ihr Anteil unter den Kursteilnehmern ist sehr hoch und in den letzten Jahren steigend.) Und in fast jedem Exerzitenkurs sind ein oder zwei Religionslose unter den Teilnehmern: Sie kommen nicht, um „gläubig“ zu werden, sondern weil sie von Freunden und Bekannten gehört haben, dass man hier so gut schweigen und nachdenken kann – und sie das auch dürfen, obwohl sie nicht „kirchlich“ sind. (Inzwischen bieten wir, seit Ende der 1990er Jahre, jährlich zweimal eigens auch „Exerziten für

Religiöse und Religionslose“ an, die fast immer ausgebucht sind; dass im Laufe der Jahre sich dann mehrere religionslose Kursteilnehmer taufen ließen, war von uns nicht angezielt.)

Die Kirche hat eine Aufgabe für Gottes Welt

Wir Christen sind „nicht von der Welt“, aber doch ganz „in der Welt“ (Joh 17,11/14). In Gottes Welt. Und in diese Welt hinein sind wir mit einem Auftrag gesandt. *Christen haben nicht eine exklusive Heilsberufung, sondern eine Aufgabe für Gottes Menschen.* Auch dieser Grundgedanke biblisch fundierter Ekklesiologie, ebenfalls in Erinnerung gebracht durch das Zweite Vatikanum, ist uns wichtig für das kirchliche Leben und Wirken inmitten unserer „säkularen Gesellschaft“.

Nach Matthäus (28,19f) lautet der Auftrag der Christen, wörtlich übersetzt: „Geht nun, macht zu Schülern/Lernlingen (mathäteusate) alle Völker, tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, lehrt (auch) sie, all das zu halten, worin ich euch unterwiesen habe!“ Gemeint ist bekanntlich nicht, dass wir die heute fast 8 Milliarden Menschen zu (möglichst römisch-katholischen) Kirchenmitgliedern machen sollen. Vielmehr besteht unser Auftrag darin, inmitten der Welt und für die Welt, so der Kölner Dogmatiker Hans-Joachim Höhn, eine „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ zu sein.⁶ Beachtet man den biblischen und historischen Kontext, dann will Matthäus sagen, dass das Evangelium Jesu nicht im eigenen „Volk“ bleiben, nicht unter Verschluss gehalten werden darf; es gehört „allen Völkern“. Worin

Jesus uns „unterwiesen“ hat, das soll so „gelehrt“ werden, dass *alle* Menschen – das heißt heute: auch die religionslosen – zu „Lernlingen“ seines Geistes werden können: des Geistes der Liebe, der Wahrhaftigkeit, der Barmherzigkeit, der Achtung auch des scheinbar Geringsten, der Gewaltlosigkeit, des Friedens; einer Gerechtigkeit, die mehr ist als die Gerechtigkeit nach dem Lohn-Leistungs-Prinzip; der tätigen Sorge für die Armen, die Kranken und die Ausgegrenzten ... Und nicht „Tauft sie!“ heißt der Auftrag, sondern: Wenn ihr sie tauft, weil sie getauft werden wollen, dann tauft sie auf *diesen* „Namen“ – auf den Gott, der sich in Jesus als der Vater, der absolut liebende und zum Lieben befähigende Abba offenbart hat, auf Jesus, seinen Sohn, und auf den Geist, von dem Jesus ganz und gar erfüllt war!

Die Kirche ist nicht eine Gemeinschaft von exklusiv zum Heil Berufenen, die sich vom Rest der Menschheit, auch nicht von der nichtchristlichen Einwohnerschaft in der Stadt und im Dorf abschotten dürfte. Wir Christen haben auf dem Weg, den Gott mit der gesamten Menschheit geht, eine – mit Gott mitwirkende – *Aufgabe*. „Die Kirche ist aufgerufen“, sagte der spätere Papst Franziskus im Vorkonklave den Kardinälen, „aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends ...“, und er fügte hinzu: „Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwi-

ckeln, haben ihre Wurzel in der Selbstbezogenheit.“⁷ Klare Ansagen, die auch uns Hoffnung machen.

Ohne über diese Aufgabe viel zu rationalisieren oder gar große Worte zu machen, versteht sich mein Mitbruder, der die Pfarrgemeinde betreut, nicht als Pfarrer der katholischen Gemeinde in Birkenwerder, sondern der *Einwohner* von Birkenwerder, nicht als Pfarrer *in* Birkenwerder, sondern *für* Birkenwerder. Und das praktiziert er auch, zusammen mit unserem Laienbruder im Konvent und der großen Zahl von Engagierten in der Gemeinde. Ob ihm das auch möglich wäre, wenn er, wie die meisten Priester seines Alters heute, eine fusionierte Großraumpfarrei zu betreuen hätte, daran hat er und haben wir erhebliche Zweifel ... Jedenfalls sind wir froh, dass bei der ersten Strukturreform im Erzbistum Berlin im Jahre 2003 der damalige Erzbischof auf unser Drängen hin die schon beschlossene Fusionierung unserer Pfarrgemeinde rückgängig gemacht und ihre weitere Eigenständigkeit ermöglicht hat (auch wenn uns seitdem nur noch ein halbes Pfarrergehalt zugestanden wird).

In einer seiner ersten Predigten zitierte der neue Papst, etwas schelmisch, den hl. Franziskus von Assisi, der seinen Brüdern gesagt habe: „Verkündigt das Evangelium, und wenn es nötig sein sollte, dann auch mit Worten!“⁸ Ein weiser Ausspruch. Und doch heißt „das Evangelium verkünden“, es eben *auch* mit Worten zu tun. Mit verständlichen Worten. Auch wir in Birkenwerder müssen uns bemühen, in einer Sprache zu sprechen, die die Menschen „an den Rändern“ erreichen kann – alle am Ort, alle in der Pfarrgemeinde und alle, die in unser Exerzitenhaus kommen.



Gewiss, das gelingt uns mal mehr und mal weniger; aber dies gar nicht erst für nötig zu halten, hieße, mit Papst Franziskus gesprochen, in der „Selbstbezogenheit“ der Kirche (s. o.) stecken zu bleiben und „theologischen Narzissmus“⁹ zu betreiben. Eben weil wir Christen keine exklusive Heilsberufung haben, sondern eine Aufgabe auf dem Weg Gottes mit seiner gesamten Schöpfung, haben wir auch die *Verpflichtung*, uns um eine Sprache zu bemühen, die jeder verstehen kann, der „Ohren hat, zu hören“.

Gottes Welt ist vor Ort

Und auch das sei in diesem Zusammenhang wenigstens kurz angemerkt (Papst Franziskus hat ja die „kühne Redefreiheit“ in der Kirche eingemahnt¹⁰): Die derzeitigen Strukturreformen in den Bistümern – das zeigt sich in den Gesprächen mit den Seminar- und Exerzitienteilnehmern aus dem gesamten deutschen Sprachraum für mich zunehmend (!) deutlicher – bewirken vielerorts, zumindest „in der Fläche“, außerhalb der größeren Städte und Ballungszentren, faktisch einen *Abbau der Kirche*. Nicht nur weil dadurch die Basis der Kirche, die örtliche Gemeinde, über kurz oder lang zerstört wird (viele sind es schon), sondern weil die Kirche nicht mehr ihre zentrale, zu ihrem Wesen gehörende Aufgabe erfüllen kann, „an den Rändern“, mitten „in der Welt“, der konkreten Welt *vor Ort*, präsent zu sein. Wäre nicht gerade in einer zunehmend „säkular“ werdenden Gesellschaft eine Reform ganz anderer Art an der Zeit? Eine Reform, die über die Ränder auch manchen bisherigen kirchlichen „Denkens“ (Papst Franziskus, s. o.)

hinausgeht? Eine Reform des „traditionellen“, aber eben nicht mehr in allem biblischen und „ur“-kirchlichen Verständnisses von der Kirche?

Gewiss müssen wir uns heute, auch hier im Osten Deutschlands, von den Strukturen einer Volkskirche trennen, die wir schon lange nicht mehr sind und wohl auch in Zukunft nie mehr sein werden, von Gebäuden zum Beispiel – auch Kirchengebäuden – oder von einer viel zu aufwändigen Verwaltungsbürokratie. Aber sollten nicht gerade die kleiner gewordenen Gemeinden, selbst wenn sie zu „Hauskirchen“ schrumpften, als ein Segen für die Kirche in Gottes Welt betrachtet werden? Ist nicht gerade ihre Präsenz an ihrem Ort (im Osten Deutschlands z. B. in den weiten dörflich-kleinstädtischen „Flächen“ Brandenburgs oder Mecklenburg-Vorpommerns) so wichtig für die *kirchliche Identität* der Gesamtkirche eines Bistums? Sollten nicht gerade sie gestärkt werden, unter anderem dadurch, dass ihnen die regelmäßige (sonntägliche) Eucharistiefeier *vor Ort* möglich ist, an der auch die Alten und die Kranken teilnehmen können – und alle, denen die von den Ordinariaten vollmundig eingemahnte „Mobilität“ de facto eben *nicht* möglich ist –, sodass sie alle sich als wirkliche *Gemeinschaft*, als die miteinander zum Kyrios gehörende kyriaké ekklesia¹¹ erfahren können, inmitten ihrer natürlichen Lebensgemeinschaft mit den Mitmenschen an ihrem Ort? Steht das katholische Kirchenrecht wirklich dem entgegen, dass ihnen der Status einer eigenständigen Pfarrgemeinde, mit eigenem Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand selbstverständlich, erhalten bleibt? Und steht das katholische Sakramenten- und Amtsverständnis

wirklich der Möglichkeit entgegen, dass ein oder zwei von einer solchen Gemeinde erwählte und beauftragte Christen das Weihesakrament empfangen, um mit ihrer Ortsgemeinde Eucharistie feiern zu können? Dazu fähige, ich wage zu sagen: dazu berufene Christen, die diesen Dienst und andere sakramentale, seelsorgerliche und gemeindeleitende Dienste tun würden, auch ehrenamtlich(!), sind doch da! (Allein unter den fast 70 Frauen und Männern, die ich in den vergangenen 12 Jahren zu Exerzitienbegleitern ausgebildet habe, wüsste ich mindestens 10 katholische Männer – von den Frauen will ich hier einmal ganz schweigen –, die das dafür nötige Charisma haben und auch die Bereitschaft dazu hätten.)

Mir ist klar, dass Reformen *solcher* Art – verwirklichtbare (!) Vorschläge gibt es genügend – nicht ohne Einvernehmen mit dem Bischof von Rom angegangen werden können. Und mir ist auch klar, dass sie nicht problemlos vorstattengehen würden. Aber wären sie nicht, auch wenn sie Mühe bereiteten und Mut erforderten, vielleicht doch *kirchlicher* – und zukunftstauglicher – als die derzeit stattfindenden Fusionen zu Großraumpfarreien mit ihren schon jetzt deutlich erkennbaren Schädigungen? Sie wären dann eine *Tat-Sprache*, und viele an der Kirche leidende Christen, in Ost und West, verstehen – vor lauter „Kirchisch“ – nur noch diese Sprache; und sie warten auf sie ...

Sorge machen mir und meinen Mitbrüdern nicht nur die derzeitigen Struktur-reformen selbst; besorgt sind wir mehr noch darüber, dass diese Umstrukturierungen als „pastoraler Prozess“ oder gar „geistlicher Prozess“ deklariert werden und dass sie inzwischen als selbstver-

ständig angesehen, ja als die einzig mögliche Antwort auf die Situation der Zeit betrachtet werden. Dennoch: Zusammen mit so vielen Priestern, Bischöfen (auch Bischöfen!), engagierten Gläubigen, Ordensleuten und (hochkarätigen) Theologen, die die spirituelle Oberflächlichkeit hinter diesem Mainstream erkennen, vertrauen wir darauf, dass der Kyrios in seiner Kyriaké – *trotz* all dem – einen *Aufbau der Kirche* bewirken wird (er tut es ja längst!), einer Kirche, in der „die Seinen“ als Gemeinde, auch als kleine Gemeinde, *dort* in der Welt und für Gottes Menschen präsent sind, wo er sie hingestellt hat.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das WORT hinter den Wörtern übersetzen

„Warum will Gott eigentlich immer *gelobt* werden“, fragte ein Jugendlicher aus unserer Pfarrgemeinde meinen Mitbruder, „– hat der ein Problem?“ Eine Frage, die der junge Mann ernst meinte! Und die meinem Mitbruder einiges an „Übersetzungsarbeit“ abverlangte ...

Sogar so selbstverständlich gebrauchte Worte im kirchlichen Leben wie „Gott loben“ sind für immer mehr Christen – von den Menschen „an den Rändern“ ganz zu schweigen – „wie Chinesisch“! Dazu gehören auch sehr viele weitere „Kirchisch-Vokabeln“, die den Mitmenschen heute, eingestanden oder

uneingestanden, unverständlich sind und daher „nicht mehr als Hilfe zur Lebensdeutung und Lebensbewältigung erfahren“ werden (Joachim Wanke, s. o.). Wörter wie Gnade, Erlösung, Jungfräulichkeit, Opfer, Leib und Blut Christi ..., ja selbst die Vokabel Gott haben im Sprachempfinden *heutiger* Zeitgenossen – nicht nur der jungen Generation – einen anderen Bedeutungsgehalt als den, der im christlichen Glauben gemeint ist. Und da hilft es nicht wirklich weiter, den gemeinten Wortsinn zwar zu erläutern, aber dann doch bei den alten Vokabeln zu bleiben; die Erläuterungen werden schnell wieder vergessen unter der Eigenmacht der alten Wörter. *Neue* Wörter müssen her. Nicht nur in der Katechese und in der Predigt, auch – und da vor allem! – in der Liturgie. Solche natürlich, die den gemeinten Bedeutungsgehalt nicht verwässern, sondern die Glaubenswahrheiten im neuen Wortgewand klarer und tiefer rüberbringen.

Für eine solche Übersetzungsarbeit ist es freilich nötig, sowohl die „Quellsprache“ wie die „Zielsprache“ möglichst gut zu kennen. Die erstere lernt man durch ein lebenslanges theologisches und spirituelles Sich-hineinvertiefen in die Mysterien des christlichen Glaubens, die zweite im tagtäglichen Umgang mit den Menschen, die sie sprechen.

Wir haben, jedenfalls in der Kirche Deutschlands, nur noch eine Wahl. Entweder wir lassen uns auf eine neue Sprache ein – die Tatsprache eingeschlossen –, oder wir werden auch weiterhin ernten, was wir seit langem schon beklagen: den Auszug aus der Kirche; und die Bedeutungslosigkeit der Kirche für die Gesellschaft, für Gottes Welt.

Und auch dies gehört zu unserer Erfahrung hier im Osten Deutschlands: Was religiöse und religionslose Menschen verbindet, ist die Fähigkeit, zwischen Wahrem und Unwahrem oder Halbwahrem zu unterscheiden. Längst nicht mehr halten sie etwas unbesehen für wahr, auch die „treuen Kirchgänger“ nicht mehr, nur weil eine höhergestellte Autorität, gleich ob eine gesellschaftliche oder eine kirchliche, es sagt. Wahrheit muss für sie plausibel sein auch vor der eigenen Vernunft angesichts der eigenen Erfahrung und des eigenen Wissens. Und sie muss „berühren“, muss erwecken können, was in ihren eigenen Herzen schon keimhaft vorhanden ist (weil Gott es schon in sie hineingelegt hat!). Daher genügt es nicht, nur alte Wörter durch neue Wörter zu ersetzen. Die mit den Wörtern gemeinten *Inhalte* müssen auf den Prüfstand. Als Christen in einer „säkularen Welt“ sind wir, auch wir in Birkenwerder, herausgefordert, ständig zu prüfen, ob wir das WORT tief genug verstanden haben, das wir in den Wörtern weitergeben: das Wort Gottes, das in Jesus Mensch geworden ist. *Nicht nur Wörter sind zu übersetzen, sondern das WORT hinter den Wörtern.* Um mit den Saatgleichnissen Jesu zu sprechen: Wir müssen das Saatgut prüfen und von minderwertigem oder gar krankmachendem Samen reinigen, bevor wir es ausstreuen auf den Acker der Welt. Nicht um den möglicherweise felsigen oder von Dornengestrüpp überzogenen Boden in den Herzen der Menschen haben wir uns zu sorgen (das tut, mehr als wir ihm zutrauen, ein anderer!), sondern darum, ob es wirklich *die Saat des Evangeliums* ist, die wir da aussäen. Fruchtbaren Boden für sie gibt es, auch unserer Erfahrung nach, weit



mehr, als es die von der Bischofskonferenz und von pastoraltheologischen Instituten in Auftrag gegebenen „Bodenanalysen“ uns weismachen wollen. In *allen* „Milieus“, auch in denen, die für das Saatgut „die Kirche“ kaum noch empfänglich sind.

Soweit ein paar Gedanken aus unserer ostdeutschen Erfahrung, aus *unserer*, wie gesagt. Gedanken, die für uns im Karmel Birkenwerder zu *fundamentalen Leitgedanken* geworden sind – und auch für uns zu groß sind, als dass wir ihnen stets entsprechen könnten. Aber kleiner wollen wir sie nicht ansetzen. Zusammenfassen möchte ich sie mit einem Satz, den ich einmal bei Heinrich Schlier gelesen habe: „Wer die Sache hat, der hat auch die Sprache.“ Ein tröstlicher, aber zugleich herausfordernder Satz. Ich möchte ihn ein wenig umformulieren: Wer das WORT hat, findet – in der *communio* mit Gottes Menschen – auch die Wörter, die Sprachwörter und die Tatwörter. Sich auf diese Übersetzungsarbeit einzulassen, ist Neuland. Weithin noch brachliegendes, aber Ertrag verheißendes Neuland. Es unter den Pflug zu nehmen, ist die große Herausforderung der geschichtlichen Stunde, gerichtet vielleicht, wie nicht zum ersten Mal in der Geschichte, gerade an uns, die Ordenschristen in der Kirche – an wen zuerst sonst?

.....

- 1 Im Online-Archiv unter: www.welt.de/106257129 vom 3. 5. 2012.
- 2 Siehe: Thérèse von Lisieux, Selbstbiographische Schriften. Authentischer Text, Einsiedeln 1958ff., 219f.
- 3 Tomáš Halík, Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute, Herder 2010, Kap. 3, 46-71.
- 4 Ebd. 60 (Hervorhebungen ebd.).
- 5 Ebd. 59.
- 6 Hans-Joachim Höhn, „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“: Kirche in der Zivilgesellschaft, in: Theologie der Gegenwart 49 (2006) 206-214.
- 7 Aus der eigenhändig von Kardinal Bergoglio geschriebenen Zusammenfassung einer Rede, die er Anfang März 2013 vor dem Kardinalskollegium in Rom gehalten hat; Quelle: <http://blog.radiovaticana.de> vom 27. 3. 2013.
- 8 Aus der Predigt von Papst Franziskus am 14. 4. 2013 in der Basilika St. Paul vor den Mauern; Quelle: www.vatican.va (Rubrik: Predigten 2013).
- 9 Ebd.
- 10 AaO. (s. Anm. 7).
- 11 Auf das lange vergessene „kyriakón“ (griech.), von dem sich unser Wort „Kirche“ herleitet, sowie auf das damit verbundene Kirchenverständnis – Kirche als „die dem Herrn (kyrios) gehörige Versammlung“ – hat Walter Kardinal Kasper wieder aufmerksam gemacht, siehe Walter Kasper, Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung, Herder 2011, 144 ff.